

Gerhard Lohfink: Biblische Traditionsgeschichte und ihre Konsequenzen

Eine Predigt an Theologiestudenten

Man kann heute keine verantwortliche Exegese mehr betreiben, ohne die historisch-kritische Methode anzuwenden. So kommt es, daß man während seines Theologiestudiums mit Methoden wie Textkritik, Literarkritik, Formkritik, Gattungskritik, Redaktionskritik, Überlieferungskritik und ähnlichem bekannt gemacht wird. Man lernt, Texte in Einzeltraditionen und Bearbeitungsschichten zu zergliedern. Man lernt, wie kompliziert die Entstehungsgeschichte der meisten biblischen Erzählungen ist.

Nehmen wir etwa die Erzählungen, die uns in den vier Evangelien überliefert sind: Nicht nur, daß sie viele Jahre lang *mündlich* weiterüberliefert wurden und wir damit rechnen müssen, daß jeder Tradent neue Elemente in diese Erzählungen eingebracht hat – nein, sie haben auch noch im Laufe des *schriftlichen* Traditionsprozesses Anreicherungen erfahren, sie wurden bearbeitet, erweitert, interpretiert und mit anderen Traditionen zusammengearbeitet.

Es gab einmal eine Zeit, in der die Erkenntnis der komplizierten und manchmal geradezu verwirrenden Traditionsgeschichte biblischer Erzählungen wie ein Schock gewirkt hat. Man glaubte, die historisch-kritische Forschung bedrohe die Substanz der Bibel. Man glaubte, man müsse retten, man müsse bewahren, man müsse Dämme aufrichten und Unheil abwehren.

Diese Zeit ist vorbei – wenn man von kleineren Nachhutgefechten und von Randgruppen, bei denen die Uhren langsamer gehen, einmal absieht. Wir erkennen heute klarer als frühere Generationen, daß die verwickelte Traditionsgeschichte der biblischen Erzählungen keine Armut, sondern Reichtum ist. Wir brauchen uns der komplizierten Traditionsgeschichte des Alten Testaments und der ständigen Neuinterpretation und Neubearbeitung der christlichen Überlieferung im 1. Jahrhundert nicht zu schämen, sondern können im Gegenteil stolz darauf sein. Warum?

Nun, einfach deshalb, weil diese komplizierte Traditionsgeschichte zeigt, daß das Weitererzählen biblischer Geschichten ein lebendiger Prozeß war, und daß diese Geschichten selbst keinen toten Informationsstoff repräsentierten, sondern lebendige Erfahrung, der man die eigene Erfahrung hinzufügen konnte.

Wenn man erzählte, wie Jesus Kranke geheilt hatte, so geschah das vor dem Hintergrund einer ganz konkreten Erfahrung: in den nachösterlichen Gemeinden wurden im Namen Jesu Kranke geheilt. Wenn man erzählte, wie Jesus seine Jünger berufen hatte, so stand dahinter die Erfahrung der eigenen Berufung durch Christus. Wenn man erzählte, wie Jesus das jüdische Gesetz durchbrach, um den eigentlichen Willen Gottes aufzurichten, so stand im Hintergrund nicht nur das, was Jesus selbst getan hatte, sondern darüber hinaus die aktuelle Auseinandersetzung in den Gemeinden selbst um die Geltung und um den Sinn des alten Gesetzes. Und wenn

man das Wort überlieferte: »Ihr mögt im Gebete bitten um was ihr wollt, glaubt nur, daß ihr es erhaltet, dann wird es euch zuteil« (Mk 11,24), dann war auch dieses Wort durch konkrete Erfahrung gedeckt – nämlich durch die eigene Gebetspraxis und durch die Erfahrung vielfältiger Gebetserhörungen.

Wir müssen also davon ausgehen: Hinter den Erzählungen der Evangelien und überhaupt hinter den Erzählungen der Bibel steht ständig neu aktualisierte religiöse Erfahrung. Daß diese Texte eine so komplizierte Traditionsgeschichte hinter sich haben, rührt gerade daher, daß sie von einer höchst lebendigen, vielfältigen und tiefen Erfahrung getragen waren, die sich immer neu artikulieren mußte.

Damit stellt sich nun freilich für die ›berufsmäßigen‹ Ausleger dieser Texte eine sehr ernste Frage: Können wir solche Texte überhaupt richtig auslegen, wenn wir selbst nicht ähnliche Erfahrungen gemacht haben und ständig neu machen? Rein theoretisch braucht zu dieser Frage gar nicht viel gesagt zu werden. Sie ist durch die hermeneutische Diskussion der letzten Jahrzehnte längst beantwortet. *Rudolf Bultmann* hat, in Anlehnung an Aussagen von *Dilthey* und *Heidegger*, den berühmt gewordenen Satz geprägt: »Voraussetzung des Verstehens ist das Lebensverhältnis des Interpreten zu der Sache, die im Text zu Worte kommt.« Wenn dieser Satz richtig ist, so müssen wir sagen: Wir können als Theologen die Erzählungen der Bibel letztlich nur dann richtig auslegen, wenn wir selbst die gleichen oder zumindest ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie die Verfasser und Tradenten dieser Erzählungen.

Und da ich nicht die Absicht habe, hier ein Referat zu halten, möchte ich jetzt ganz konkret werden. Ich möchte den notwendig allgemein gehaltenen Satz *Rudolf Bultmanns* folgendermaßen konkretisieren: Wir werden Texte des Neuen Testaments, die vom Gebet handeln, niemals richtig verstehen und auslegen können, wenn wir nicht selbst beten. Wir werden Erzählungen, die von der Vergebung für die Sünder handeln, niemals richtig verstehen und auslegen können, wenn wir uns noch nie nach der Barmherzigkeit und der Vergebung Gottes gesehnt haben. Wir werden das »Selig seid ihr Armen!« niemals richtig verstehen und auslegen können, wenn wir unseren Reichtum und unsere Sättheit noch nie als schweres Problem empfunden haben. Wir werden das Wort »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen« (Mt 18,20) niemals richtig verstehen und auslegen können, wenn wir noch nie in einem kleinen Kreis von Gleichgesinnten gemeinsam die Freude des Glaubens erlebt haben. Und wir werden auf die Dauer die Texte des Neuen Testaments, die ja ohne jede Ausnahme kirchliche Texte sind, nicht mehr verstehen können, wenn wir nicht lebendige Glieder der Kirche bleiben. Ich denke dabei gar nicht an so etwas wie Kirchenaustritt oder Berufswechsel, sondern an die große Gefahr der Resignation und der inneren Emigration. Man könnte zwar auch dann noch rein äußerlich gesehene Auslegung biblischer Texte betreiben, sogar mit allen Finessen historisch-kritischer Methode, aber ihren eigentlichen Sinn würde man nicht mehr verstehen.

Mit all dem ist wohl deutlich geworden: Wir können das Neue Testament letztlich nicht verstehen und auslegen, wenn wir nicht die gleichen Erfahrungen machen wie die Gemeinden, in denen das Neue Testament entstanden ist. Und wir können genauso das Alte Testament letztlich nicht verstehen und auslegen, wenn wir nicht ähnliche Erfahrungen machen wie sie Israel immer wieder im Laufe seiner Glaubensgeschichte gemacht hat. Das scheint mir eine zwingende Konsequenz der modernen Hermeneutik zu sein. Gerade, wenn man die historisch-kritische Methode bis an ihr Ende durchdenkt, gelangt man zu diesem Ergebnis. *Reinhold Schneider*

hat in einem seiner Tagebücher¹ einen Text, der genau das ausdrückt, worum es mir hier geht. Mit diesem Text möchte ich schließen:

»Ich schlug an einem Weihnachtsabend in Potsdam die Heilige Schrift auf – ich hatte sie mir als Knabe in Luthers Übersetzung gekauft – und floh nach wenigen Kapiteln auf die kalte dunkle Straße. Denn es war ja klar: unter diesem Anspruch der Wahrheit kehrt sich das Leben um. Dieses Buch kann man nicht lesen, wie man auch die Exerzitien des hl. Ignatius nicht lesen kann. Man kann es nur tun. Es ist kein Buch. Es ist Lebensmacht. Und es ist unmöglich, auch nur eine Zeile zu begreifen, ohne den Entschluß, sie zu vollziehen. Darauf beruht ja die härteste Unmöglichkeit menschlicher Verständigung, daß den Glauben nur versteht, wer glaubt – daß wir erst glauben lernen, wenn wir beten, und doch nur beten können, wenn wir glauben. Christus hat nicht geschrieben und nicht zu schreiben befohlen. Er hat nicht »gedacht«, er hat gelebt, er ist lebendiges Wort. Und auch heute redet das Buch nur, weil er lebt und weil wir im Lichte des über die Welt gesandten Geistes das Licht sehen.«

¹ R. Schneider, *Verhüllter Tag. Bekenntnis eines Lebens* (Herder-Bücherei 42), Freiburg i. Br. ³1961, 108.